

Das Hungerjahr 1816-1817

Autor(en): **Rappo, Bernhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Beiträge zur Heimatkunde / Verein für Heimatkunde des
Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften**

Band (Jahr): **10 (1936)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-956609>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Hungerjahr 1816-1817.

A peste, fame et bello, libera nos Domine.

Krise, Hungersnot, Erdbeben, Ueberschwemmung, Revolution, Brudermord, drohendes Gespenst eines neuen schrecklichen Völkermordes — dieses entsetzliche Wörterbuch ist dem Schulkind bald so geläufig wie dem Erwachsenen. Am Sonntag unter der Dorflinde, am Wirtschaftstisch, in Konferenzen, Vorträgen und Presse, allüberall, wo Menschen zusammentreffen, sind die Geißeln der Menschheit zum Gesprächstoff geworden. Radio und Presse bringen täglich Meldung über neue Schreckenstaten und Menschheitsplagen.

Ja, die gute alte Zeit! Wer wünschte sie heute nicht wieder zurück! Unwillkürlich drängt es uns, Vergleiche anzustellen zwischen einst und jetzt. Lebten unsere Vorfahren auch in so schrecklich aufgewühlten Zeiten, schwang der Herrgott auch die Geißel des Hungers und Krieges über unsere Heimat, gab es auch so böse Krisenzeiten? So schön und friedlich uns heute die blumen- und vögelgezierten Schränke und Tröge, die bunten Trachten aus Urgroßmutter's Zeiten, die zierlichen Speicher und stattlichen Bauernhäuser einer alten Zeit anmuten und den Gedanken aufkommen lassen könnten, es sei ehemals so sorgenfrei leben gewesen — vergilbte Chroniken belehren uns eines andern. Krisenzeiten gab es, solange die Menschheit besteht.

Die «Beiträge für Heimatkunde» melden uns von einer Auswanderung zahlreicher Freiburger nach Südamerika, wo sie unter unglaublichen Anstrengungen und Entbehrungen eine neue Heimat, «Nova Friburgo», gründeten. So hart und bitter waren die Mühsale der Auswanderer, wie sie die Geplagtesten unter uns nicht erleben. Die Auswanderung im Jahre 1818—1819 war zum Teil eine Folge des Hungerjahres 1816—1817.

Hören wir, was uns aus diesem Krisenjahre berichtet wird, und wir werden gewisse Aehnlichkeiten mit dem Jahre 1936 herausfinden.

Der Frühling des Jahres 1816 verkündete frohes Wachstum und Gedeihen, die Produkte aller Art entwickelten sich kräftig

und gediehen vortrefflich bis Mitte Juni, wo kalte Regenschauer das Wachstum hinderten und die schönsten Erntehoffnungen immer mehr in Frage stellten. Die gute Jahreszeit verfloß in einer Reihe frostiger Regentage, die sogar mit Schnee untermischt waren. Der Himmel war beständig mit düsterem Gewölke erfüllt, und selbst an den seltenen schönen Tagen spendete die Sonne nur kärglich ihre wärmenden Strahlen, die das Wachstum kaum zu beschleunigen vermochten. Die Stubenöfen mußten im Monat Juni geheizt werden.

Bald serbelten die Pflanzen dahin. Die Blütezeit des Getreides wurde stark behindert. Die Aehren standen so dünn da, daß man durch die Kornäcker gehen konnte, ohne die Halme zu zertreten. Das Brotgetreide mußte im Oktober unreif geschnitten werden, um es dem Regen und Schnee zu entziehen. Vielerorts konnten Hafer und Gerste nicht mehr geerntet werden, da sie eingeschneit wurden.

Futter gab es nur wenig und schlechtes, da es zulange auf durchnäßigem Boden liegen bleiben mußte. Im Berner Oberland war man genötigt, dem Vieh Hafer und die eigene Milch zu verfüttern; im Wallis verabreichte man sogar Tannenreisig und Wachholdersträucher.

Die Weinlese erfolgte erst im November. Sie spendete nur verkümmerte, meist erfrorene Trauben. Mancherorts wurden die kleinen Weinberge nicht abgeerntet, da sie überhaupt nichts ergaben. Die Weinberge des Fricktales und Schaffhausens standen unter Wasser.

Die höher gelegenen Bergweiden blieben das ganze Jahr mit Schnee bedeckt; das Vieh konnte nur die Maiensäße ätzen, wo es zudem nicht das üppige Futter anderer Jahre vorfand. So büßte die ohnehin härter geprüfte Bevölkerung einen erheblichen Teil ihres Verdienstes ein.

Der anhaltende Regen brachte Ueberschwemmungen. Donau, Rhein, Rhône, Seine, Loire u. a. traten über die Ufer und raubten den Bauern die traurigen Reste einer Mißernte. Der Bach zu Enney im Greyerzbezirk schwoll durch den vielen Regen und häufigen Schnee dermaßen an, daß ein Teil des Dorfes in augenscheinlicher Gefahr war, weggeschwemmt zu werden. Die Dämme brachen, wodurch viel Wiesenland verheert

wurde. Die untern Stuben und Ställe mehrerer Häuser waren während einiger Tage unbewohnbar. Neuenburger-, Murten- und Bielersee bildeten einen einzigen See. In Basel führte der Rhein Bäume und Häusertrümmer. In Nidau waren die Straßen überschwemmt und mehrere Familien waren gezwungen, ihre Wohnungen zu verlassen. In Genf konnte der Straßenverkehr nur mit Schiffen aufrecht erhalten werden; die Arve schwemmte Schweine und Kühe daher.

Erdbeben begleiteten die schlechte Witterung. Es ist daher nicht zu verwundern, daß allerhand Aberglaube die Gemüter ergriff. Man wollte in der Sonne verdächtige Flecken entdeckt haben, die zum baldigen Erlöschen des Gestirns führen sollten. Ja, in Paris erschienen Broschüren, die das Weltende mit allen schrecklichen Einzelheiten voraussagten.

Not und Elend suchten die Unglücklichen derart heim, daß sie gezwungen waren, bei ihren Nachbarn Hilfe zu suchen.

So viel gehäuftes Unglück verfehlte nicht, manche Staaten in die größten Schwierigkeiten zu stürzen. Die Lebensmittelpreise erreichten eine für die meisten Geldbeutel unerschwingliche Höhe. Die besorgten Behörden merkten gar bald, daß die Lebensmittelvorräte nur in geringstem Maße ausreichten, die Bevölkerung über das größte Elend zu retten. Die Freiburgerregierung hatte im Laufe der Jahre einige Tausend Sack Getreide aufgespeichert, das zu billigsten Marktpreisen verkauft wurde, um eine ungebührliche Preissteigerung zu verhindern. Eine traurige Erscheinung, die sich in allen teuren Zeiten breitmacht, war das Spekulanten- und Schiebertum. Die Regierungen mußten gegen das unmenschliche Treiben energische Maßnahmen ergreifen, insbesondere die Ausfuhr verbieten, die Lebensmittelpreise festsetzen und dem Bäckergewerbe genaue Vorschriften über die Qualität und Quantität des Brotes erteilen.

Rußland, das vier Jahre vorher von der französischen Armee heimgesucht worden war, erschien nun als Retter seiner einstigen Waffengeinde. Dieses unermeßliche Gebiet erfreute sich des Ueberflusses; hier fanden die hungernden Völker Hilfe. Kornschiffe verließen täglich die Häfen mit Bestimmung nach Norddeutschland, Holland, Frankreich, Italien. Im Herbst 1816 sah sich die Freiburgerregierung genötigt, ausländisches Ge-

treide herzuschaffen. Die Käufe wurden durch einige Private in Basel und Zürich, zum größten Teil aber in Köln, getätigt. Ihrerseits trat die Regierung in direkte Beziehung mit dem Hafen von Marseille, zwecks Lieferung von Linsen und Reis aus Aegypten.

Der Staat mußte ein Anleihen von 200 000 Schweizerpfund (1 Pfund zu 10 Batzen = ca. Fr. 1.50) aufnehmen, um die Getreideversorgung sicherzustellen, wodurch aber die Regierung in nicht geringe Sorgen gestürzt wurde. Die Tilgung dieser Schuld gelang immerhin innert zwei Jahren. Da das Brotgetreide unter dem Ankaufspreis verkauft wurde, ergab sich für den Staat ein Verlust von ca. Fr. 80.000.— (Geldwert der 70er Jahre).

Außer den Ankäufen im Ausland lieferte die Regierung aus dem Kornhaus 2000 Sack Weizen. Das Kloster Altenryf kaufte ebenfalls 2000 Sack und verteilte sie an die Nachbargemeinden. So konnte die damals 70.000 Menschen zählende Bevölkerung unseres Kantons ziemlich heil über die böse Krise hinweggebracht werden.

Aber die Unkosten eines so weiten Transportes zum Ankaufspreis geschlagen, trieben die Getreidekosten in erschreckende Höhe. Die Maß Getreide im Gewicht von 24 Pfund (15 Liter) kostete 105 Batzen (Fr. 15.75), das Pfund Brot $3\frac{1}{2}$ —4 Batzen; der Wein, so schlecht er war, galt 10—15 Batzen der Krug (1,5 Liter). Alle andern Lebensmittel folgten der Preissteigerung.

Vergleichshalber seien einige Lebensmittelpreise in den Jahren 1803—1814 angeführt: Der Krug Milch kostete 15 Rp., das Pfund Butter 60—72 Rp., die Maß Kartoffeln 30—40 Rp., das Pfund Fleisch 15—30 Rp., das Klafter Tannenholz galt Fr. 8.—, das Klafter Buchenholz Fr. 12.—. Ein Landarbeiter verdiente jährlich nebst Kost Fr. 90.— bis Fr. 120.—. Diese Preise beziehen sich auf den Geldwert der 70er Jahre. Die Gemeinderechnung von Giffers meldet im Jahre 1823 folgendes Lohnverhältnis: Dem Hittel Lauper für 2 Tagelohn Fr. 1.50.

Kurz nach dem Siebzigerkrieg erhielt ein Handwerker in unserm Kanton etwa 80 Rp. Taglohn und Kost, ein Landjäger verdiente Fr. 2.20 ohne Kost, ein Gefreiter 10 Rp. mehr. Die

Maß Kartoffeln kostete 60—80 Rp., der Speck 60—70 Rp. das Pfund, das Kilo Brot 25—30 Rp., der Wein 80 Rp. der Liter, ein Paar Mannsschuhe 6—7 Fr.

Im Waadtland kostete vor dem Hungerjahre ein Pfund Brot 5—6 Kreuzer (Geldwert im Jahre 1817 18,75—22,5 Rp., im zweiten Trimester des Jahres 1817 stieg der Preis auf 37,5 bis 41,25 Rp.).

Es steht außer Zweifel, daß bei so hohen Preisen der größte Teil der Bevölkerung nicht imstande war, sich aus eigenen Mitteln durchzubringen; sie war auf die Fürsorge der Regierung angewiesen, die in allen Gemeinden Wohltätigkeitsausschüsse bildete. Mit öffentlichen und privaten Mitteln waren diese in der Lage, Suppe, Brot und andere Lebensmittel an die Notleidenden zu verteilen.

Solche Fürsorgewerke wurden auch in den Kantonen Waadt, Genf, Bern, Neuenburg, Basel, Solothurn, Zürich usw. eingerichtet. Ueberall wetteiferte die Fürsorge der Regierungen mit der Freigebigkeit der wohlhabenden Leute. Berichte aus dieser Zeit erzählen von wahrhaft rührender, echt christlicher Nächstenliebe.

Viel schlimmer als in unserm Kanton, wo die Not erfolgreich bekämpft wurde, standen die Verhältnisse in den Industriekantonen Glarus, St. Gallen, Appenzell, wo die Einnahmen aus der Industrie infolge der Ungunst der Zeit (Napoleons Kontinentalsperre) auf den Nullpunkt gesunken waren. In diesen Gebieten wütete die Hungersnot mit all ihren schrecklichen Begleiterscheinungen. Ganze Dörfer entvölkerten sich. Die Bewohner flohen die Heimerde und verbreiteten sich scharenweise, mit dem Hungermale gekennzeichnet, in den benachbarten Gegenden, wo sie von mildtätigen Menschen Hilfe erhofften. Aber alle Freigebigkeit der Städte in diesen schwer heimgesuchten Gebieten reichte nicht aus, das Elend zu bannen. In der Verzweiflung weideten die Unglücklichen das sprießende Gras oder gruben sogar Tierleichen aus, um den Hunger zu stillen. Wandelnden Leichen gleich durchzogen Männer, Frauen und Kinder Land und Stadt, auf der Suche nach ekelhaften und ungesunden Nahrungsmitteln.

Pastor Zollikofer von St. Gallen war es, der in einem Aufruf an die Schweizer das schreckliche Elend seiner Landsleute schilderte und die andern Kantone zur Hilfeleistung aufforderte. Sein Aufruf wurde gehört, und er hatte die Genugtuung, zu sehen, daß in der Schweizerlande christlicher Sinn nicht nur leere Worte zu predigen verstand. Hilfe traf aus allen Gauen der Schweiz ein und ermöglichte es, die entsetzlich Heimgesuchten dem sichern Hungertode zu entreißen. Der russische Kaiser Alexander I. spendete 100.000 Rubel, mehrere norddeutsche und russische Städte öffneten ebenfalls die Hand der Mildtätigkeit.

Seit dieser «teuren Zeit» sind schon oft Mißjahre über unser Land gekommen; aber die Fortschritte in der Landwirtschaft, im Ausbau der Verkehrsmittel, die Verbesserung der sozialen Beziehungen, und nicht zuletzt Gottes gütiger Schutz, haben unserm lieben Schweizerlande ein solches Maß von Unglück erspart.

Bernhard Rappo.

Benützte Quellen: Histoire du Canton de Fribourg 1796—1866.
Étrennes fribourgeoises 1881—82.
Revue historique vaudoise 1917.

Ein besonderes Dankeswort sei an dieser Stelle Frl. Dr. Jeanne Niquille und Hr. Corpataux Georges vom Freiburgischen Staatsarchiv für die stets freundliche Auskunfterteilung ausgesprochen.